

waltung von Nataly, einer Identifikationsfigur in der Soap GZSZ. Das blieb einigen Mädchen lange im Gedächtnis. Die Autoren folgern daraus: „Ein Medium wie GZSZ kann hier Bedeutung setzen, was aus pädagogischer Perspektive ganz sicher problematisch ist. Gerade GZSZ, das eben auch von vielen Grundschulkindern – und hier insbesondere Mädchen – gesehen wird, sollte auf derartige Szenen und Handlungsstränge verzichten“ (S. 120).

Das von Maya Götz herausgegebene Buch ist allen Medienpädagogen und Jugendschützern wärmstens zur Lektüre empfohlen. Nirgendwo sonst sind derzeit so tiefe Einblicke in die Lebenswelten jugendlicher Soap-Fans zu bekommen. Nirgendwo sonst werden die Aneignungsmuster aus der subjektiven Sicht der Kinder und Jugendlichen dargestellt und einer pädagogischen Wertung unterzogen. Damit gelingt den Autoren der Balanceakt zwischen dem Ernstnehmen des Alltags der Kinder und Jugendlichen und der pädagogisch motivierten Kritik an den Soaps. Die Lektüre schärft auch den Blick dafür, dass es *die* Soaps und *die* Kinder und Jugendlichen nicht gibt. Stattdessen ist der genaue Blick auf die Probleme, Themen und Geschichten gefordert, die in der Nutzung der Soaps eine Rolle spielen. Es wird aber auch deutlich, welche Verantwortung die Drehbuchautoren und Produzenten der Soaps haben, da vor allem die Grundschulkindern die Dramatisierung der Geschichten ernst nehmen.

Lothar Mikos



Tilmann P. Gangloff:
Schlechte Nachrichten – schreckliche Bilder. Mit Kindern belastende Medienindrücke verarbeiten.
Freiburg 2002: Verlag Herder.
8,90 Euro, 160 Seiten.

Schlechte Nachrichten – schreckliche Bilder

Sarah Jessica Parker (*Sex and the City*) plante angeblich, ihrem gerade geborenen Sohn das Fernsehen zu verbieten. Stattdessen solle das Kind lesen und ins Theater gehen. Vielleicht würde Parker ihre Meinung ändern, wenn sie den neuen Erziehungsratgeber von Tilmann P. Gangloff läse.

Hier können sich fundamentale Fernsehgegner unter den Eltern in sechs Kapiteln zu kritischen Befürwortern des Mediums qualifizieren. Dass es so kommen wird, ahnen altgediente Medienpädagogen schon beim Vorwort von Jan-Uwe Rogge, der Wünsche nach „realitätsverzerrender Eindeutigkeit“ (S. 10) erwartungsgemäß nicht bedient. Im Mittelpunkt der dann folgenden Betrachtungen stehen in erster Linie die Ängste von Kindern, die sich unterschiedslos auf alle Programmangebote beziehen können. Unterhaltsam und anschaulich bringt Gangloff, der selbst Vater von drei Kindern ist, den geeigneten Leser auf den aktuellen Stand der medienpädagogischen Debatte, soweit sie für den Familienalltag von Bedeutung ist. Natürlich sehen Kinder anders fern als Erwachsene. Ob Realität oder Fiktion, Kinder haben nicht die Distanz Erwachsener und neigen dazu, mit den Opfern zu leiden, insbesondere dann, wenn es sich auch um Kinder handelt. Sie reagieren besonders verunsichert, wenn sich bedrohliche Situationen auf ihren Alltag übertragen lassen. Doch im Großen und Ganzen gelingt es ihnen, das Gesehene produktiv aufzuarbeiten und selbst unter „Fernsehschrott“ Dinge zu entdecken, die der Persönlichkeitsentwicklung

dienlich sind. Die Mädchen haben dabei eine „sehr sympathische natürliche Abneigung gegen Gewalt; deshalb ist KI.KA klarer Marktführer bei den Mädchen, während Super RTL bei den Jungs dominiert“ (S. 44). Vieles, was Kinder im Fernsehen sehen und Erwachsenen bedrohlich erscheint, interessiert und erreicht die Kleinen überhaupt nicht. „Was kümmert die Katastrophe am anderen Ende der Welt, wenn das Lieblingskuscheltier verschwunden ist!“ (S. 40). Die selektive Wahrnehmung der Kinder und ihre Interessen beim Fernsehen verraten engagierten Eltern viel über das, was den Nachwuchs gerade bewegt und beschäftigt.

Gangloffs heitere Entwarnungen enden bei den Bildern der Nachrichtensendungen und Boulevardmagazine. Vor allem die szenischen Rekonstruktionen und dramatischen Zuspitzungen der Filmbeiträge, die von Kinderopfern berichten, können Kinder zutiefst schockieren. Gangloff empfiehlt, Kinder bis zum Alter von 12 Jahren keine Nachrichtensendungen sehen zu lassen – „schon gar nicht allein“ (S. 147). Die Berichterstattung speziell für Kinder sollte auf eine breitere Basis gestellt werden, so dass sie zumindest mit den Fakten der aktuellen Berichterstattung, die zweifellos wenig kindgerecht und „oberflächlich, hastig, stichwortartig“ (S. 72) ist, umgehen lernen. Gangloff hält auch viel davon, Kinder durch medienpädagogische Angebote für den Medienalltag stark zu machen, er fordert, Medienpädagogik als ein eigenes Schulfach zu etablieren. Auch in Vorschule und Kindergarten sollte auf die Fernseherfahrungen der Kinder eingegangen werden. Das ist offenbar keine

Selbstverständlichkeit. Während der letzten 20 Jahre wurde zwar ein breites Spektrum an herausragenden medienpädagogischen Modellprojekten für Schule und Kindergarten entwickelt, doch bis heute kann von flächendeckenden Angeboten nicht die Rede sein. So bleibt die Verarbeitung von belastenden Medieneindrücken in erster Linie den Eltern überlassen. Gangloff empfiehlt lauter sinnvolle Sachen wie: Gespräche mit den Kindern, kein Fernsehen vor dem Einschlafen und das Zulassen und Fördern der Verarbeitung durch Malen und Nachspielen einzelner Szenen. Vor allem beim gemeinsamen Malen und Sprechen über die Bilder bietet sich Eltern die Chance, auf Irritationen und Ängste der Kinder einzugehen. Medienpolitisch unterstützt Gangloff die Forderung, endlich auch in der Hauptfernsehzeit der Kinder zwischen 18.00 und 21.00 Uhr ein Programm für Kinder anzubieten. Er fragt, weshalb es eigentlich immer noch keine eigene Programmzeitschrift für Kinder gibt. Auch ein anderes altes Ärgernis entgeht ihm nicht: Die Altersfreigaben der FSK werden von vielen Eltern nach wie vor als „Empfehlungen“ gewertet, was sie ja keinesfalls sind. Die Lektüre des Buchs ist hilfreich für junge Eltern, die sich unsicher sind, welche Rolle der Fernseher in ihrem Familienleben spielen soll. Für professionelle Jugendschützer bietet sie vor allem die Erkenntnis, dass offenbar nicht einmal die Eltern, die händeringend danach suchen, angemessen bei der Medienerziehung des Nachwuchses unterstützt werden.

Susanne Bergmann

Sehen die Zuschauer, was sie sehen wollen?

Für die Privatsender sind Zuschauer aufgrund der möglichen Werbeeinnahmen bares Geld; für die öffentlich-rechtlichen Sender haben die Zuschauer aufgrund ihres Programmauftrags eher legitimatorischen Charakter. Für die Programmplaner stellen sich die Fragen: „Wie bekomme ich die Zuschauer“ und: „Wie kann ich sie an meinen Sender binden?“ Nicole Klövekorn hat versucht, auf Basis der telemetrischen Daten das Auswahlverhalten der Zuschauer zu bestimmen. Entscheidend war dabei, ob die Senderpräferenz, die Genrepräferenz oder der Erfolg einer Sendung die Programmauswahl beeinflusst. Dabei kommt sie zu einigen interessanten Ergebnissen. Abgesehen davon, dass die Zuschauer des ZDF, von RTL und Kabel 1 ihrem Sender am treuesten sind, wechseln die öffentlich-rechtlichen Seher eher auch einmal zu einem privaten Sender, während die Seher der Privatsender seltener zu den öffentlich-rechtlichen wechseln. Wenn sie einmal wechseln, schauen sie eher Unterhaltungs- als Informationssendungen. Grundsätzlich lassen sich alle Zuschauer an den Wochentagen von der Programmstruktur der Sender beeinflussen. Am Wochenende spielen die Genrepräferenzen eine größere Rolle. „Somit scheinen die Zuschauer ihre Programmauswahl am Wochenende ‚aktiver‘ zu treffen als unter der Woche“ (S. 84). Vor allem die Vorliebe für Nachrichten und Sport beeinflusst die Auswahl des Programms. Für die Programmplaner hat Klövekorn teilweise beruhigende Ergebnisse. Laufen auf zwei Sendern Programme des glei-



Nicole Klövekorn:
Sehen wir, was wir wollen? Die Fernsehprogrammwahl unter Berücksichtigung langfristiger Zuschauerpräferenzen und Programmierungsstrategien der Fernsehsender. München 2002: Verlag Reinhard Fischer. 20,00 Euro, 160 Seiten m. Tab.